

Gendereien : die Welt im Geschlechterblick : der Faden der sokratischen Ironie

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **97 (2003)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lisa Schmuckli

Der Faden der sokratischen Ironie

Ordnung muss sein

Die Geschichten wiederholen sich: *Acht Männer*, die ihre Herkunftsstaaten regieren und Weltführung beanspruchen, treffen sich in einer Stadt, die nach monatelangen Vorarbeiten gesichert ist, um sich *über die Weltwirtschaftslage* hinter verschlossenen Türen zu unterhalten. Und am Ende ihrer Unterhaltungen treten sie vor die Weltpresse, äussern Sätze wie: «Wir haben uns bestens unterhalten», stellen sich für das Foto (das die habituelle Uniformierung der Männer augenfällig dokumentiert) zusammen, demonstrieren Einigkeit und reisen mit ihrer zahlreichen Entourage wieder ab.

Zur gleichen Zeit strömen *Männer und Frauen* in die Stadt und fordern von ihren Regierungsmännern mit Transparenten und Trillerpfeifen politisches Gehör für eine gerechte Wirtschaftsordnung. Die Demonstration der einen provoziert Demonstrationen der anderen und eskaliert schliesslich nachts in Gewalttriale des schwarzen Blockes, die wiederum die Seiten der Weltpresse füllen.

Der Zürcher Tages-Anzeiger illustrierte das Treffen der Acht Männer tags darauf auf der Frontseite mit einer *Karikatur von Nico* (2.6.03): Fünf der Acht Männer spielen mit leicht geröteten Nasen und geschlossenen Augen und mit

durchaus zufrieden wirkenden Gesichtern in Fussball-Trikots mit dem Erdball, während eine kleine Figur mit Helm und Trompete ein «Foul» in das Gerangel zu platzieren versucht. An den Leitplanken ist ein Transparent mit den Worten «*Globalisierung nicht ohne uns*» zu lesen. – Das Gerangel karikiert das (trotz gewichtigen Differenzen im Vorfeld noch immer blindlings funktionierende) Zusammenspiel, und das zu erwartende Fussballpublikum auf der Tribüne hinter dem Transparent fehlt. Man spielt Weltfussball unter sich und für sich.

Auf den zweiten Blick zeigt sich in der Wiederholung das *unausweichliche Steigerungsspiel*, das von einer einzigen Strategie geprägt ist. Nicht nur die Acht Männer erweitern ihren Einflussbereich, perfektionieren ihre Öffentlichkeitsauftritte bzw. Polit-Marketingstrategien, vermehren ihre Dollars und vertiefen die Männerfreundschaften. Auch die anderen Demonstrations-Filialen erweitern, perfektionieren und vermehren sich. Letztlich jedoch muss auch das Steigerungsspiel die Fragen der Macht lösen oder zumindest ordnen.

Umordnen

Auf dem Foto der Acht Männern in dunklen Anzügen fällt auf, dass sie kaum in die Kamera lächeln (und damit jeglichen noch so scheinbaren Kontakt mit dem fiktiven «Volk» meiden), sondern vielmehr ihren *Blick* – staatsmännisch – in einen *unendlichen Horizont*, in den Himmel schweifen lassen. Wie schon einer ihrer berühmten Vorgänger, *Thales von Milet*, jener Mathematiker, der die Gesetze der Zahlen in den Sternen zu erkennen suchte. Als nun eines Tages Thales auf Erkundungstour ging und die Zahlen weiter ergründen wollte und deswegen zu den Sternen am Himmel schaute, fiel er in einen Dorfbrunnen.

Auf den zweiten Blick wird eine *Magd* sichtbar, die an diesem Brunnen die Wäsche wusch. Sie lachte (so die plato-

nische Überlieferung). Sie lachte wohl über einen Mann, der das Wahre in einer «höheren Realität» meinte erkennen zu können und den Alltag, beispielsweise das Wasche-Waschen, gering schätzte – und prompt stolperte. Sie verspottete diese *Umkehrung des Realitätssinns*.

Die thrakische Magd schafft *Unordnungen* – wie ihre Freundin *Penelope*. Penelope, bekannt geworden als die *Frau von Odysseus*, verkörpert auf den ersten Blick jene treusorgende, geduldige Ehefrau, die am Hafen auf ihren reisenden und (sich) entdeckenden Ehegatten Odysseus wartet und in dieser Zeit des Wartens eifrig webt und ihren Grossgrundbesitz und Haushalt organisiert. Penelope wartet auf ihren Ehemann bereits seit mehr als 20 Jahren; allmählich schwächt sich die Erwartung an eine Rückkehr ab, die Erinnerungen an ihn verblassen, unklar auch, ob er überhaupt noch lebt und zurückkehren wird.

Die Spannung des Wartens markiert den Rahmen der grossen Erzählung: Da der *Held*, der in den Erwartungen und damit in einer Zukunft lebt, der sich vorwagt, vorstösst, entdeckt, der einer anderen, auch utopischen Welt verfällt und in jener Welt der grossen Entwürfe und noch grösseren Gesten lebt und verweilt; hier die Gegenwart von Penelope, ihr *unspektakulärer Alltag*, der bewältigt werden muss, das Weben, diese tägliche Hausaufgabe. Penelopes konkreter Ort ist jedoch nicht der *Palast* ihres Mannes und Ort der Rede seiner Männer und Söhne, sondern die *Webstube*. Die ja ein traditionell weiblicher Ort ist.

Ihre Rolle im traditionell griechischen Oikos ist jene, die *grundlegende Versorgung* zu überwachen und zu garantieren (ihn also mit ihren basissichernden Handlungen für die grossen Taten in der Arena der Politik oder des Wissens freizustellen). In dieser Rolle müsste Penelope höchst produktiv sein, ihren gewebten Stoff also vermarkten können, um diese traditionelle Ökonomie (inklusive geschlechterbedingte Arbeitsteilung) zu



sichern. Sie müsste ihre Zeit folglich nutzbringend ausschöpfen. In dieser Sichtweise steht Penelope als jene wartende und klar verortete Frau da, die Heim, Herd und Bett für ihren Gatten freihält und seine Ehre verteidigt.

Sie wartet, schickt sich in ihre Zuordnung und lässt die Zeit verstreichen, indem sie mit anderen Frauen, ganz in der Handwerkstradition der Ithakerinnen, webt. Die Ordnung und die Zuordnung der Penelope scheinen somit klar zu sein: Während sie webt, kocht, den *Haushalt* organisiert und versorgt, die Kinder erzieht und ihren Unterricht organisiert, die Dienerschaft anleitet und den Betrieb in Schwung hält, zieht er, Odysseus, aufs *Meer*.

Auf den zweiten Blick verschiebt und entstellt sich das Bild und eine *andere*

Penelope wird an den Bruchstellen sichtbar. Eine *Penelope*, die tagsüber webt und in der Nacht das Gewebe, die *vorherrschende Textur* wieder auftrennt. Sie trennt auf, was sie erschaffen hat – und entzieht sich damit der vorgezeichneten Ordnung, der herrschenden Verortung. Indem sie in einer List das Gewebe auftrennt, erschleicht sie sich ihren Freiraum und besetzt sich einen eigenen Raum, wo die herkömmlichen Aktivitäten eine andere, eigene Bedeutung erhalten. Sie entzieht sich auch dann noch, als *Odysseus* heimkehrt, denn sie erkennt ihn nicht wieder und verlangt Beweise, dass er jener ist, der zu sein er vorgibt (vgl. Cavarero, 1992).

Penelope löst ihre Textur auf – und entzieht sich damit ihrem Heldengatten, entzieht ihm auch den Lohn und die Früchte ihrer Arbeit. Sie entzieht sich mit ihren kleinen, (scheinbar) banalen und alltäglichen Geschichten des Webens der Heldengeschichte von *Ithaka*, der von ihr erwarteten Haltung als Gattin, nämlich zu warten, die *fremdbestimmte Zuordnung* aufrecht zu erhalten und entsprechend das eigene Leben auf seine Rückkehr zu konzentrieren.

«Zwei Frauen mit Blumen in den Händen» (*Demeter und Persephone?*), Weiherelief, Nordgriechisch; um 470 v. Chr., Paris, Musée du Louvre.



Penelope trennt die vorherrschende Textur, den zugeschriebenen Ort auf und zerstört damit die klaren Vorgaben der dualen Ordnung mit den impliziten Geschlechterkonzepten. Sie trennt die herkömmliche Ordnung auf und webt die Fäden neu zusammen. Sie trennt in der Nacht auf, was sie tagsüber gewebt hat und *ironisiert* damit zugleich das herkömmliche Gebot der *Effektivität* und das *Steigerungsspiel*. Sie durchschaut das, was man ihr als Ordnung angeboten hat, als eine Illusion, gleichsam als Knäuel verheddeter Fäden, und beginnt diese Fäden sorgfältig freizulegen und in ein anderes Muster zu weben. Ihr Seidensprung bzw. Seitensprung ist der Sprung in ihre eigene Un-Ordnung. Was bleibt, ist der Wunsch, von sich selbst aus zu gehen – und lose Fäden.

Hinschauen – Wegschauen

Die Geschichten wiederholen sich: Das erste Bild des fünfteiligen Cartoons zeigt einen Mann, der etwas fotografiert, das ausserhalb des Blicks des Betrachters zu sein scheint. Im zweiten Bild zieht der Photograph das eben geschossene Bild aus seiner Kamera. Im dritten Bild wartet der Mann darauf, dass sich das Bild entwickelt; vor ihm wird zeitgleich ein Schatten allmählich wahrnehmbar. Im vierten Bild betrachtet er sein sich allmählich (selbst)entwickelndes Foto und zugleich den deutlich werdenden Schatten vor ihm. Im fünften und letzten Bild übergibt der Photograph das eben gemachte Foto seiner eben entwickelten und vor ihm erscheinenden Frau. Eine *Frau ohne Eigenschaft*, die seine *Projektionsfläche* bleibt. Der Mann erschafft also die Welt, indem er hinschaut und bestimmt, was sichtbar und was, später vielleicht, öffentlich wahrgenommen werden soll.

Auch die *Acht Männer* geben vor, wohin man schauen muss: auf das *Fussballfeld*, auf dem gerade sie und nur sie das Spiel inszenieren. Selbst die

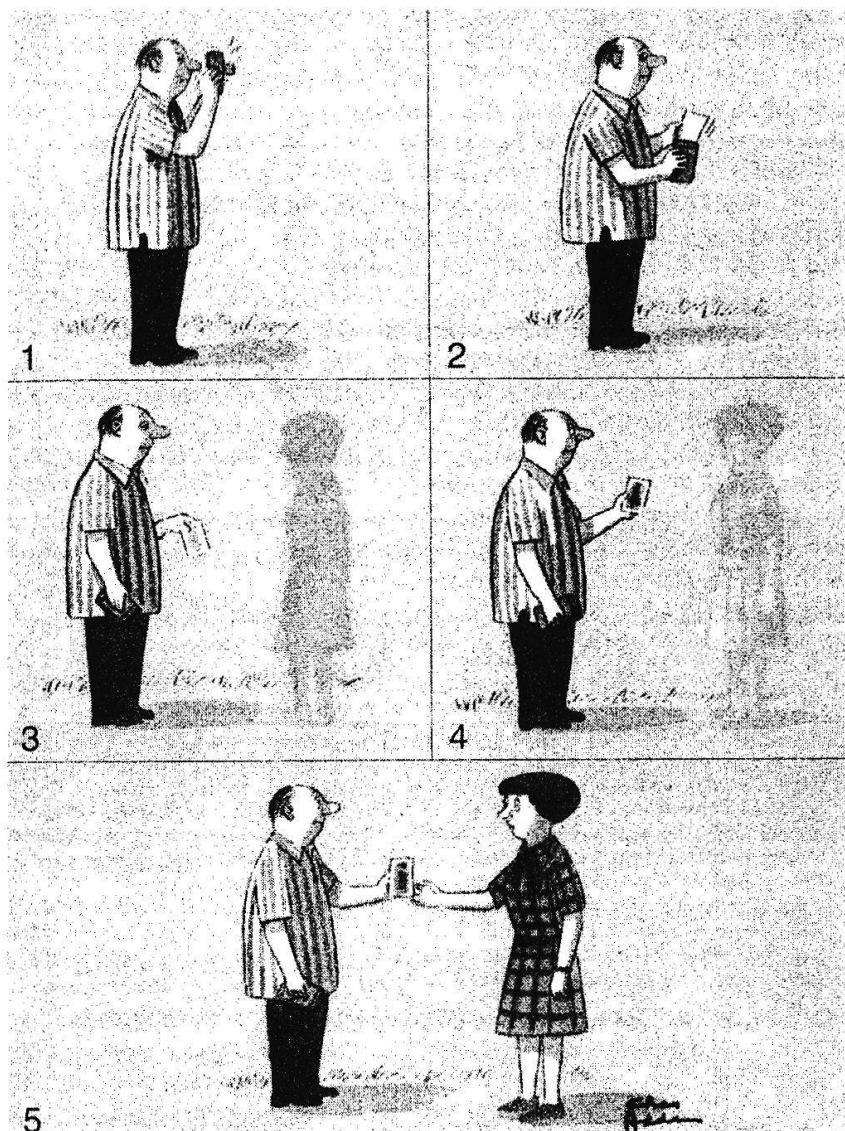
Demonstrationsfilialen auf den Strassen der gesicherten Stadt fixieren, dialektisch, den Blick auf die Staatsmänner und deren (Steigerungs-)Spiel. Die Acht Männer zwingen einen hinzuschauen; zugleich bestimmen sie damit, wovon man wegzuschauen hat. Der Blick ist starr auf die Frage der *Macht(-Ordnung)* gerichtet; und diese Ordnung zerschneidet den Faden zwischen Politik und Glück. «Die Gesellschaft der Männer», schreibt die italienische Philosophin *Luisa Muraro*, «scheint dauernd damit beschäftigt zu sein, sich Fragen der Macht zu widmen, sie zu lösen oder zu ordnen... Die Inszenierungen, die durch das männliche Bedürfnis entstehen, die Fragen der Macht zu regeln, lösen bei einer Frau unterschiedliche Gefühle aus: Langeweile, Erstaunen, Angst, Angezogenheit, Neugier oder Nachsicht.»

Die *Angst vor der Gleichheit* ist unter den Töchtern Penelopes wohl eher die Angst, ein gleiches (männliches) Machtverständnis zu haben.

Wegschauen – Hinschauen

Die thrakische Magd und Penelope schauen weg, das heisst: Sie schauen nicht mehr länger auf den Mann im Brunnen bzw. den Ehemann auf hoher See. Vielmehr schauen sie hin, nämlich auf ihre Lebensrealität, indem sie von sich ausgehen: von ihrer Langeweile, ihrem Erstaunen, ihrer Neugier oder Nachsicht angesichts dessen, wie man(n) die Fragen der Macht regelt. Sie befreien nicht nur ihren Blick; sie verändern auch den Rhythmus der Geschichten – und brechen folglich den *Wiederholungszwang* auf.

Vielleicht sollten Frauen – der thrakischen Magd und Penelope ähnlich – erst *wegschauen*: wegschauen von jenem Verständnis der (männlichen) *Politik*, die sich als *Kampf um die Macht* versteht. Und hinschauen auf eine Politik, die sich als *Überwindung der Macht* als eines Hindernisses des Zusammenlebens versteht. «Politik heisst», analysiert Luisa



Muraro weiter, «die Hindernisse benennen, angehen und wenn möglich beseitigen zu können, die einem menschlichen Zusammenleben entgegenstehen. Politik heisst, im Bewusstsein zu haben, dass viele gesellschaftliche Konflikte unvermeidbar sind, angefangen mit denen, die man mit sich selbst hat. Politik heisst, im Bewusstsein haben, dass viele Konflikte unlösbar sind. Politik heisst, sich den Konflikten, die sich nicht vermeiden lassen, zu stellen und sie zu lösen, wenn das möglich ist, und gleichzeitig zu wissen, wie man die Konflikte vermeidet, die man nicht lösen kann.»

Dieses Verständnis von Politik jedoch setzt ein distanzierteres Verhältnis zur Macht – und ein ironisches Selbstverhältnis – voraus. Und es verwebt den Faden zwischen *Glück und Politik*. Um die losen Fäden spielen zu lassen, die die

Umordnung freisetzt, gilt es, «den ‹Analphabetismus› des Auges abfordern, wie Duras so schön sagt», notiert die Philosophin *Christina von Braun*. Es gilt mit anderen Worten, eine Politik des befreiten Blickes zu praktizieren, die sich der vorgegebenen Bildsprache und herrschenden Zuschreibungspraxis entzieht, um den Faden zwischen Glück und Politik weiterzuweben.

Sokratische Ironie

Die Acht Männer wissen nicht, dass sie nichts wissen. Sie bringen das *sokratische Nicht-Wissen* in Unordnung, um ihre *Ordnung* zu stabilisieren. Um die Unordnung zu stabilisieren, wissen Penelope und die thrakische Magd um ihr Nicht-Wissen. Daher gehen sie von sich aus.

Was es heisst, von sich aus zu gehen, haben die Berner *Gemeinderätinnen Ursula Begert* und *Therese Frösch* demonstriert: Sie politisier(t)en parteipolitisch unabhängig, in dem sie Konflikte benennen, Hindernisse des Zusammenlebens ausräumen und konkrete Lösungen anbieten (Departementsrochaden). Herkömmlich geordnet war die Pressekonferenz vom 1. Mai dort, wo man den (von ihm selbst ertrotzten) Er-

folg von *Kurt Wasserfallen* (er bekam das Schlüsselressort Finanzen) und die Tränen der *Therese Frösch* (die ihr Finanzdepartement abgab) ins Visier nahm. Ironisch wurde die Pressekonferenz dann, als *Therese Frösch* im Nachwort, mit dem sie zugleich ihre Politik im neuen Departement der Sozialen Sicherheit startete, verschmitzt meinte, dass sie in einigen Jahren ein Buch mit dem Titel «Ein Zimmer für mich alleine» (in bewusster Anlehnung an *Virginia Woolf*) schreiben und ihren Blick veröffentlichen werde.

Auch *Micheline Calmy-Rey* politisiert, indem sie Transparenz in die (Aus-)Politik einführen und eine Public Diplomacy in der Schweiz begründen will, eine Aussenpolitik also, die von den Bürgerinnen und Bürgern mitdiskutiert und mitgestaltet werden kann und auf Multilateralismus, Völker- und Menschenrechten, Konfliktforschung und Friedensförderung aufbaut – was die Wirtschaft im Allgemeinen und die *Economiesuisse* im Besonderen äusserst nervös zu machen scheint. *Calmy-Rey* zertrennt also den Faden zwischen *Macht und Wirtschaft* und verwebt jenen zwischen *Politik und Völkerrecht*. Sie sagt: «Nun, es gehört zu den alten Traditionen der schweizerischen Politik, dass das Volk in der Aussenpolitik ein Wort mitzureden hat – die Öffnung, die ich in der Aussenpolitik anstrebe, ist nicht für die einen oder für die anderen da, sondern für alle gleichermassen. Wie sich die Einzelnen in dieser Situation verhalten, ist dann nicht unbedingt meine Angelegenheit» (TAM, 14.6.03). – Und sie lächelt. ●

Literatur

Luisa Muraro, *Jenseits der Gleichheit*, in: Diotima (Hg.), *Jenseits der Gleichheit. Über Macht und die weiblichen Wurzeln der Autorität*, Königstein/Taunus 1999

Adriana Cavarero, *Platon zum Trotz*, Berlin 1992
Christina von Braun, *Die schamlose Schönheit des Vergangenen. Zum Verhältnis von Geschlecht und Geschichte*, Frankfurt 1989.

Es gibt die Dauergeste des Entlarvens und Demaskierens, es gibt eine ungetrübte, undialektische und risslose Darstellung der Welt als verfaulender. Wie Staatsanwälte treten wir auf gegen alle Geschichte und alle Realisationen von Freiheit. Aber von diesen Gesten lässt sich nicht leben.

Wenn ich der Welt täglich nachweise, dass man nicht in ihr leben kann, so kann ich in ihr auch nicht lieben, nicht arbeiten und auf die Dauer auch nicht kämpfen. Die Ermattung vieler kritischer Menschen in den letzten Jahren, die sich heute dem Selbstmitleid und der psychologischen Selbstpflege verschrieben haben, beweist das. Wo sind sie geblieben, diese Freunde? Die Hoffnungslosigkeit hat sie erstickt.

Dorothee Sölle, *Wider den Luxus der Hoffnungslosigkeit*, in: NW 6/92
